

Die Welt ein Abbild der USA?

Stephan Truninger über die Entstehung des modernen Amerika.

Stephan Truninger: Die Amerikanisierung Amerikas. Thorstein Veblens amerikanische Weltgeschichte, Münster – Westfälisches Dampfboot 2010.

Bastian Pielczyk

Es scheint, als wüsste jeder, was mit Amerikanisierung gemeint ist. Doch wenn man genauer hinsieht, lässt sich schnell feststellen, dass tatsächlich ganz Unterschiedliches auf einen Nenner gebracht werden soll: die zunehmende Popularität von Fast Food, der Abbau sozialstaatlicher Leistungen, das Anwachsen der *working poor*, die wahrgenommene Zunahme von Gewalt unter Jugendlichen oder die Verbreitung von Videospiele, Kinofilmen und Popmusik. Nur auf den ersten Blick stellt das bekannte Schlagwort Amerikanisierung eine Verständigung über gesellschaftliche Veränderungen her, die scheinbar von den USA ausgehend ihren quasi-imperialistischen Siegeszug in der Welt antreten. Diese Diskrepanz macht Stephan Truninger zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung, mit der er eine begriffliche Bestimmung der Amerikanisierung vorzulegen verspricht. Für sein Vorhaben wählt Truninger die ungewöhnliche Form einer Gesellschaftsbiographie, die dem Leser „Thorstein Veblens amerikanische Weltgeschichte“ näherbringen soll. Die zentrale Rolle dieses Autors erstaunt zunächst, da Veblen heute nur eine marginale Rolle in den Sozialwissenschaften spielt. Doch Truninger widmet sich Veblen mit gesellschaftsgeschichtlichem Interesse, indem er ihn als Zeitgenossen der amerikanischen Epoche des *melting pot* begreift. Im Zeitraum vom Ende der 1880er bis zum Beginn der 1920er-Jahre, argumentiert Truninger, habe die allererste Amerikanisierung in Amerika selbst stattgefunden. Diese Phase zeichne sich einerseits durch die Konstitution der modernen amerikanischen Gesellschaft aus; andererseits werde sie von der Durchsetzung einer neuen Selbstwahrnehmung bestimmt, in der sich die USA zunehmend als von Europa unterschiedlich begriffen.

Um die biographischen und gesellschaftshistorischen Analysen zu verbinden, untersucht Truninger nicht nur die sozialen Modernisierungsprozesse, sondern ebenso ihre Reflexion durch die Zeitgenossen, für die exemplarisch Thorstein Veblen steht, dessen Texten die „Erfahrung der Amerikanisierung Amerikas eingeschrieben“ (20) sei.

In einem ersten Schritt zeigt Truninger die Amerikanisierung der in Europa geprägten sozialwissenschaftlichen Fragestellungen als Teil der neuen Selbstwahrnehmung der USA. Am Beispiel des Sozialismus macht er deutlich, dass dessen amerikanische Variante kaum von Karl Marx und Friedrich Engels beeinflusst war. In den USA sei ihr aus dem in Europa notwendigen Kampf gegen das *Ancien Régime* resultierender Atheismus auf taube Ohren gestoßen. Ganz im Gegenteil habe die dort vom Staat getrennt organisierte Religion große Bedeutung für die Entstehung sozialreformerischer Bewegungen gehabt. Hingegen besaß der Sozialdarwinismus Herbert Spencers größere Attraktivität, weil die amerikanischen Sozialisten dessen Vorstellung einer evolutionären, und damit gewaltfreien, Entwicklung einer besseren Gesellschaftsform mit der verbreiteten religiösen Idee göttlicher Vorsehung in Einklang bringen konnten. Doch ebenjener Herbert Spencer äußerte 1891 sein Unverständnis gegenüber den amerikanischen Sozialisten, indem er auf den rapiden Wohlstandszuwachs der letzten Jahrzehnte verwies. Damit hatte er Recht, doch seine Deutung war zu europäisch und verfehlte deshalb die Besonderheit der amerikanischen Gesellschaft. Noch im selben Jahr schrieb Veblen eine Replik, in der er die Verbreitung sozialistischer Ideen in den USA gerade auf den gestiegenen Wohlstand zurückführte. Seine Alltagsbeobachtung, dass in den USA nicht die Ärmsten die stärksten Anhänger des Sozialismus waren, stand in paradoxer Spannung zur europäischen Erfahrung. Veblen hatte damit, so Truninger, eine Besonderheit der amerikanischen Sozialstruktur erkannt: der amerikanische Arbeiter war kein Pauper. Seine Unzufriedenheit resultiere nicht aus der Verelendung, sondern dem allgemeinen Wohlstand, der mit einem entfesselten Statuswettbewerb in Konsum und Freizeit einherging. Der Sozialismus habe nur deshalb so viele Anhänger in den USA, weil die von ihm angestrebte Abschaffung des Privateigentums auch das Ende dieses ewigen und ermüdenden Statuswettbewerbs bedeuten würde. Eindrücklich zeigt Truninger, dass der atlantische Transfer von

Begriffen, die die europäische Erfahrung in sich aufgenommen haben, nicht ohne deren Veränderung möglich war. Mit seiner Hinwendung zur Alltagsempirie reagierte Veblen auf die Unangemessenheit der europäischen Begriffe zur Beschreibung der amerikanischen Gesellschaft. Veblen amerikanisierte den europäisch imprägnierten Klassenbegriff, indem er ihn mit seiner Erfahrung der amerikanischen Gesellschaft konfrontierte.

Nachdem er den transatlantischen Transformationsprozess europäischer Gesellschaftstheorie in den USA beschrieben hat, widmet sich Stephan Truninger der gesellschaftlichen Praxis. Bei der Wahl seines Untersuchungsobjekts lässt er sich von Veblen leiten, der sich in seinen eigenen Untersuchungen dem Sport zugewandt hatte. Truninger analysiert prägnant den Wandel des englischen *Rugby* zum *American Football*, indem er die dabei vollzogene Etablierung eines akribischen Regelwerks als „Folge der transatlantischen gesellschaftlichen Differenz“ (81) erkennbar macht. In der Alten Welt diesseits des Atlantiks liebten die elitären *Christian Gentlemen* von Oxbridge und Eton am Sport die Gemeinschaftlichkeit und wollten im Spiel ihren Edelmut beweisen. In der Neuen Welt hingegen ging es den *sportsmen* in Yale, Princeton und Harvard nicht um die Einhaltung eines (gar nicht vorhandenen) Ehrenkodexes, sondern um den Sieg – knallhart und um jeden Preis. Nur die strikte formale Reglementierung verhinderte Ungerechtigkeiten und die Inkaufnahme von Verletzungen gegnerischer Spieler. Sie war, wie Truninger schreibt, nicht zuletzt auch eine Reaktion auf die Konstitution der USA als Einwanderungsgesellschaft, in der die für jeden gentilen Engländer selbstverständlichen ungeschriebenen Spielregeln nicht tradiert werden konnten. Allein die auf Papier festgehaltenen Spielregeln hatten Geltung. Für jeden einsehbar und abstrakter Maßstab für alle, wurden sie zur *lingua franca* einer multiethnischen Gesellschaft; wer spielte, musste die Regeln beachten, konnte sich nicht auf partikuläre Traditionen berufen.

Indem Stephan Truninger die alltagsempirisch gesättigten Schriften Veblens weiterverfolgt, kommt er schließlich zu *The Theory of the Leisure Class* (1899, dt.: Theorie der feinen Leute), die er als „Ärchäologie entstehender Mittelschichten bzw. deren Habitus“ (122) deutet. Bemerkenswert sei zuerst, dass Veblen zu deren

Beschreibung überhaupt den Klassenbegriff benutzt, wende er sich damit doch gegen die meisten amerikanischen Soziologen seiner Zeit, die, wie etwa William Graham Sumner, nur von Armen und Reichen sprachen. Doch ebenso wenig übernehme er die europäischen Kategorien von Bourgeoisie und Proletariat, sondern entwickle seine am Zusammenhang von Statuswettbewerb und Sozialismus gemachten Beobachtungen weiter. Mit den Begriffen *industrial class* und *leisure class* zielt er auf Unterschied von Produktionssphäre und dem entstehenden Dienstleistungssektor. Thorstein Veblen konnte die Entstehung der Mittelschichten schon um die Jahrhundertwende beschreiben, weil er sich nicht blind machte gegenüber der gesellschaftlichen Realität der USA. Er beobachtete das Anwachsen der *white collar workers* und begriff sie als Teil der *leisure class*, deren Konsum- und Freizeitverhalten durch einen andauernden Statuswettbewerb gekennzeichnet sei. Dieser Statuswettbewerb gehörte zur radikal bürgerlichen amerikanischen Gesellschaft, einer Gesellschaft ohne feudale Restbestände, die in Europa dem individuellen Ausdruck in Freizeit und Konsum noch auf lange Sicht Grenzen setzen sollten. So wie die Traditionen der englischen *Christian Gentlemen* in der Transformation des *Rugby* zum *American Football* im amerikanischen *melting pot* zerschmolzen, so zerging auch das Klassenbewusstsein der europäischen Immigranten in der entstehenden Mittelschichtgesellschaft Amerikas.

In den beiden letzten Kapiteln widmet sich Stephan Truninger schließlich der Frage nach der amerikanischen Tradition. Dazu zeigt er Thorstein Veblen zunächst als Theoretiker der amerikanischen Einwanderungsgesellschaft, die von 1880 bis 1920 knapp 24 Millionen Menschen aufnahm. In den offen geführten Diskussionen über die Neuankömmlinge wurde bald die Frage nach der Amerikanisierung zentral: welche Einwandergruppen seien überhaupt in der Lage, die demokratischen Ideale Amerikas anzunehmen, und welche Maßnahmen müssten ergriffen werden, um sie zu amerikanisieren? Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs verschärfte die Situation, weil viele deutsche Einwanderer ihre Loyalität mit den Kriegszielen des Kaiserreichs erklärten. Nicht wenige Bürger, Politiker und Kommentatoren fürchteten um die Zukunft Amerikas. Veblen schaltete sich 1913 mit zwei Artikeln in die hitzige Diskussion ein und kritisierte die verbreiteten rassentheoretischen Argumentationen, die die *White Anglo-Saxon Protestants* (WASPs) zu den einzig wahren Amerikanern

qua Abstammung von den Pilgervätern machten. Die Anhänger dieser Position hielten den *melting pot* für gescheitert, weil sie davon ausgingen, dass in ihm eine Angleichung der Einwanderer an die Werte und Traditionen der elitären WASPs stattfinden würde. Veblen hingegen lenkte, wie Truninger zeigt, seine geistige Anstrengung auf die Frage, wie der im Schmelztiegel USA tatsächlich stattfindende gesellschaftliche Prozess der Amerikanisierung zu begreifen sei. Er verwarf die Vorstellung einer zwangsweisen Assimilation der Immigranten an die nur scheinbar eindeutig bestimmbare WASP-Leitkultur und nahm den „Melting Pot als industrielle Metapher ernst“ (140): die mit der universellen industriellen Rationalisierung einhergehende Standardisierung des Alltags führe über kurz oder lang zu einer Angleichung des Denkens und Verhaltens der Menschen. Nicht Assimilation, sondern Adaptation sei das Prinzip des *melting pot*, den Veblen als weltweit wirkendes gesellschaftliches Prinzip der industriegesellschaftlichen Moderne begriff.

Dabei zeigt sich das emanzipative Potential des *melting pot* nicht nur bei der Entwicklung des *Rugby* zum *American Football*, sondern auch bei der industriellen Rationalisierung der Gesellschaft: „[D]ie Standardisierung [...] produzierte Gleichheitsmaßstäbe, deren Nicht-Erfüllung eingeklagt werden konnte und wurde.“ (141) Doch dass das Zerschmelzen mitgebrachter Traditionen in der amerikanischen Industriegesellschaft von den Immigranten als befreiend erlebt wurde, hänge entscheidend an der spezifisch amerikanischen Gesellschaftskonstitution. Truninger betont, dass der falsche Optimismus Veblens angesichts des erwarteten Adaptionprozesses aus der Verallgemeinerung der amerikanischen Spezifik resultierte: „Im amerikanischen *melting pot* konnte die Standardisierung emanzipierend wirken, weil Standards frei von feudalen Traditionen gesellschaftlich ausgehandelt werden konnten, keine gesellschaftliche Mehrheit existierte, die sie vorzuschreiben vermochte.“ (155) So etablierte sich im Schmelztiegel der Einwanderungsgesellschaft eine amerikanische Tradition, die sich vor allem durch demokratische Verfahren und Prozesse auszeichnet. Sie sichern aufgrund ihrer Abstraktheit Rechte und gesellschaftliche Teilhabe unabhängig von Abstammung und Herkunft. Schon in den *country towns* des Mittleren Westens, die Veblen aus eigener Anschauung kannte, musste der Geschäftsmann des 19. Jahrhunderts im persönlichen Kontakt seine Kunden gewinnen und Waren verkaufen; alles unter den

besonderen Bedingungen einer konstitutiven Einwanderungsgesellschaft: „[I]m Bemühen, keine traditionellen Vorurteile einer heterogenen Bevölkerung zu verletzen, entstand hier amerikanische Tradition.“ (168)

Stephan Truninger verlangt nicht wenig von seinem Leser. Dieser muss sich auf die gesellschaftsbiographische Methode Truningers einlassen, bei der die Erkenntnisse im analytischen Wechselspiel von Gesellschaftsgeschichte und der Interpretation von Veblens Schriften entstehen. Zwischen diesen beiden Ebenen lässt Truninger, wie zwischen zwei Spiegeln, die Strahlen der Erkenntnis wandern. Weil er beide Ebenen ständig miteinander in Beziehung setzt und die Deutung der einen aus der anderen entwickelt, kommt es gelegentlich zu gedrängten Argumentationen, in denen Truninger eher postuliert als demonstriert. Doch diese Schwäche tut der Analyse keinen Abbruch. Stets bewegt Stephan Truninger die Spiegel so geschickt zueinander, dass Stellen ausgeleuchtet werden, die zuvor dunkel waren. Indem er nach jedem Kapitel auf neu hinzugewonnene Aspekte eines Begriffs von Amerikanisierung reflektiert, löst er zudem seinen Anspruch ein, Grundlagenarbeit für das Verständnis heutiger Amerikanisierungsprozesse in Amerika und im Rest der Welt zu leisten. Diese aufklärerische Reflexion leistet auch einen Beitrag zur Verhinderung einer Wahrnehmung, in der Amerika zum scheinbar geschichtslosen Orientierungspunkt in einer sich wandelnden Welt wird, deren Akteure sich den USA notgedrungen angleichen müssen. Denn an diesem Punkt sind auch die verlockend einfachen Erklärungen des Antiamerikanismus nicht mehr fern: dann wird den USA untergeschoben, was auf globale gesellschaftliche Modernisierungsprozesse zurückzuführen ist. Dass diese die USA selbst betreffen und dort als Amerikanisierung *avant la lettre* aufgetreten sind, ist die zentrale Erkenntnis der vorliegenden Untersuchung. Die Benutzung von Schlagwörtern lässt sich mit einem Satz Georg Wilhelm Friedrich Hegels charakterisieren: „Das Bekannte überhaupt ist darum, weil es bekannt ist, nicht erkannt.“ In „Die Amerikanisierung Amerikas. Thorstein Veblens amerikanische Weltgeschichte“ beweist Stephan Truninger, wie gewinnbringend es ist, sich nicht mit dem scheinbar Bekannten, dem nahezu jeder ohne Überlegung sofort zustimmen kann, zufriedenzugeben.